

Michael Benaglio

DER MEGAPHONVERKÄUFER

Annemarie pendelte jeden Tag zwischen Gratkorn und Graz, wo sie als Friseurin arbeitete. Sie war noch jung, zarte 21 Jahre alt, hatte eine hübsche Figur mit langen Beinen, schlanker Taille und wohlgeformten Brüsten. Ihr braunes Haar trug sie kurz geschoren, was ihre großen Augen, wie sie meinte, besser zur Geltung brachte. Sie trug meist einen nicht zu langen Rock, der nur im Spätherbst und im Winter wegen der in diesen Jahreszeiten vorherrschenden Kälte einer warmen, meist schwarzen, engen Jean wich.

Nach Verlassen des Zuges musste sie in Graz durch die Bahnhofshalle gehen, um zu ihrem Bus zu gelangen. Eines Tages stand in dieser Halle ein junger Schwarzer, groß gewachsen und schlank, mit einer bunten Mütze auf dem Kopf. Dreads trug er, lange schwarze Dreads, die fast bis zu seinem Hintern reichten. Er hatte lustige, blitzende, freche Augen, gestikuliert gerne mit seinen Armen und verkaufte das Megaphon. Das war die Zeitschrift der Caritas, mit der sich Einwanderer und Asylanten ein Taschengeld verdienen konnten. Ein Honig lecken war es nicht, dieser Megaphonverkauf. Die meisten Leute liefen an ihm vorbei, wichen seinen lustigen Augen aus und blickten in eine plötzlich interessant gewordene, imaginäre Ferne, wenn er „Megaphon bitte“ mit einem deutlichen Akzent rief. Nur selten blieb ein Mensch stehen und kaufte eine Zeitung.

Annemarie gefiel der große junge Schwarze, vor allem seine lustigen Augen hatten es ihr angetan, empfand sie ihr Leben doch oft als traurig. Nicht dass sie zu Depressionen neigte, aber der immer gleiche Alltagstrott ihres Arbeitsleben, daheim eine zänkische Mutter und ein krebskranker Vater und ihr Freund, der eher in sein Bier verliebt zu sein schien als in sie, umgaben ihr Leben mit einem grauen Schleier, der nur selten von den Strahlen der Sonne durchbrochen wurde. Da kam ihr dieses lustige, lebendige Blitzen in den Augen des schwarzen Megaphonverkäufers gerade recht.

So kaufte sie ihm eine Nummer ab, um ihn näher ansehen zu können, lächelte, zahlte. Er sagte „dankeschön“, mit diesem für sie so fremden, so aufregenden Akzent und sie hastete weiter zu ihrem Bus. Das Megaphon steckte sie zuerst in ihre Handtasche, später warf sie es in einen öffentlichen Müllcontainer für Plastikabfälle. Mülltrennung war nicht ihr Thema und Lesen war nicht ihr Ding. Sie war keine Intellektuelle und wollte es auch nicht werden.

Auch im nächsten Monat kaufte Annemarie von ihrem jungen großen Schwarzen in der Bahnhofshalle ein Megaphon. Diesmal wechselten sie ein paar Worte. Unverbindlicher small talk.

„Hi, wie geht´s?“

„Gut, danke, und Dir?“

„Oh ja, danke.“

„Tschau“

„Tschau“.

Das Megaphon landete wieder im Müllcontainer, diesmal in einem für Buntglas. Das kurze Gespräch aber schien eine Art Bann gebrochen zu haben. Jetzt grüßten sie sich immer. Annemarie und der Schwarze nickten einander zu, lächelten, hoben die Hand zum Gruß. Und jedes Mal freute sie sich über seine lustigen, lebensfrohen, frechen Augen. Doch dann, als sie einen Monat später wieder ein Megaphon kaufte, das diesmal im Restmüll landete, bemerkte sie, dass das Lachen in den Augen des Megaphonverkäufers verschwunden war. Er blickte ernst, irgendwie ängstlich. Sie grüßten sich, er nickte, lächelte verlegen, gab ihr das Wechselgeld. Als sie die Bahnhofshalle verließ, merkte sie, dass sie irritiert, verunsichert war. Was war los? War sie ihm plötzlich unsympathisch geworden?

Auf dem großen Platz vor dem Bahnhof, der noch vom Regen der letzten Nacht nass war und auf dem etliche leere Bierdosen herumlagen, bemerkte sie einen Stand. Einen großen braunen Tisch mit noch größerem rot-weiß-roten Schirm darüber, der vor dem Regen und der zur Zeit nicht anwesenden Sonne schützen sollte. Von dem Tisch, auf dem Broschüren und Unterschriftenlisten lagen, hing ein weißes Transparent herab. „Partei der braunen Arier Österreichs“ stand darauf, kurz PAÖ genannt. Annemarie blieb verwundert stehen. Was, bitte, war ein Arier? Und warum waren Arier, was auch immer die waren, braun? Waren vielleicht Aliens gemeint und war den jungen Menschen, die hinter dem Tisch standen, ein Schreibfehler unterlaufen? Braune Aliens? Vielleicht war das gemeint. Vielleicht war das die Werbung für irgendeinen neuen Science Fiction Film.

Neugierig ging Annemarie zu dem Tisch. Ein junger Mann, kein Schwarzer sondern ein Weißer, perfekt rasiert, mit offenem weißen Hemd, Sakko, und modernem, gut geschnittenen Wintermantel, das leicht gerötete Gesicht voller Pickeln, nickte ihr freundlich zu. Seine Finger umkrampften nervös einen Flugzettel, neudeutsch Flyer.

„Ordnung und Treue sind nichts für Säue“ stand darauf. Offensichtlich war das eine intellektuelle Meisterleistung der Partei. Annemarie schrak leicht zurück. Zierte da nicht eine Narbe eine Wange des Jungen? Sie versuchte, ihr Erschrecken zu verbergen. „Heut´ schreck´ ich mit ständig“ dachte sie.

„Seid Ihr eine Werbung für einen Film?“ fragte die Friseurin und trat von einem Fuß auf den anderen.

Der junge Mann in dem schönen modischen Wintermantel starrte sie ungläubig an, lies seinen Mund eine zeitlang offen, dann lächelte er, etwas gequält und schüttelte den Kopf. Er schien unsicher zu sein, schüchtern.

„Nein, wir sind die Jugendorganisation der „Partei der braunen Arier Österreichs“.

„Und was wollt ihr?“

„Wir wollen, dass Österreicher in diesem Land nicht aussterben.“

„Tun sie das? Das wusste ich gar nicht.“

„Leider ja. Unser Volk wird immer mehr überfremdet.“

„Von Politikern?“

„Nein, von den Ausländern. Bist Du dafür, dass wir überfremdet werden?“

„Keine Ahnung.“ Annemarie konnte mit dem Begriff „Überfremdung“ nichts anfangen. Aber das wollte sie gegenüber dem jungen, eleganten Pickelface mit der Narbe nicht zugeben. Sie starrte auf ein Plakat, dass die steirische Parteiführerin Mag. Adolfa Ducemeier zeigte. Mit dezent ausgeschnittener blauer Bluse.

„Du kannst hier unterschreiben.“

„Wofür? Wozu?“

„Gegen Bettler, Punks, Moslems und Megaphonverkäufer.“

„Was?“

Annemarie gab es einen Stich im Herzen. Sollte sie gegen den jungen Schwarzen mit den lustigen Augen, der immer so nett und fröhlich war, unterschreiben? Was hatte er getan? War dieser Stand der „Partei der braunen Arier Österreichs“ der Grund, warum der heute so gedämpft, so verängstigt gewirkt hatte?

„Was haben die denn getan?“ fragte sie verunsichert.

„Die Bettler sind Roma, Zigeuner, die sich seit 1945 wie die Juden immer mehr ausbreiten. Sie stören das Straßenbild. Ordentliche Grazer wollen das nicht. Die Punks saufen, waschen sich nicht, sind linksradikal und sehen aus wie ausgediente Zombies aus einem Horrorfilm. Eine Rassenschande, noch dazu in unserer Stadt der Volkserhebung! Moslems sind, wie Du sicher auch weißt, Terroristen und haben Sex mit Schafen. Das ist undeutsch. Und Megaphonverkäufer ängstigen, dass sie wie der Teufel aussehen, sie sind so schwarz, diese Neger. Dagegen haben wir Grazer was. Das wollen wir nicht.“

Er hatte sich in eine Erregung hineingeredet, zitterte ein wenig, sein Gesicht war rot angelaufen. Die Hände zu Fäusten geballt, grimmig, wütend, Hass erfüllt blickten seine Augen in die ihren. Da straffte sich Annemarie, gab sich einen Ruck, stand plötzlich kerzengerade vor dem jungen Mann, fühlte einen Mut, der neu in ihrem Erfahrungsschatz war und sagte mit einem eiskalten Lächeln:

„Ich unterschreibe nicht. Ich bin nämlich Gratkornerin.“

Abrupt drehte sie sich um und ging zu ihrer Bushaltestelle, ohne sich noch einmal umzudrehen. Der junge Mann starrte ihr verdattert nach. Das verstand er nicht. Er wischte sich mit der Rechten nachdenklich über sein Gesicht, während seine Finger einen Flugzettel zusammenknüllten. Gab es in Gratkorn keine Bettler, Punks, Moslems und Megaphonverkäufer? War denn das deutsche Volk nicht überall in der Steiermark bedroht? Hatte er eben gar mit einer ... Linken gesprochen?

Obwohl ihnen Annemarie keine Unterschrift gegeben hatte, entfaltete die „Partei der braunen Arier Österreichs“, deren Jugendorganisation sich durch großen Einsatz und Fanatismus hervortrat, eine rege Werbetätigkeit. Es war Wahlkampfzeit. Annemarie sah ihre Stände überall in der Stadt. Wurde sie von einem der arischen Recken angesprochen, ging sie böse blickend unwirsch weiter. Einmal stieß sie einen der jungen braunen Politagitatoren sogar zur Seite. Aggressiv. Das hätte sie früher nie getan. Sie wusste gar nicht so genau, warum sie so einen Widerwillen gegen diese braunen Arier verspürte. Es kam aus ihrem Bauch. Ein Gefühl, mächtig wie ein zu Tale tosender Wasserfall in den Bergen. „Vielleicht ist es ein Gefühl der Gerechtigkeit?“ sinnierte sie. Es war doch unfair, ihren Megaphonverkäufer aus der Stadt jagen zu wollen. Einfach unfair. Der hatte doch Niemandem was getan. War sie vielleicht gar – in ihn verliebt? Diesen Gedanken wischte sie schnell aus ihrem Bewusstsein. Aus Protest gegen die „Partei der braunen Arier Österreichs“ kaufte sie bei einem anderen Megaphonverkäufer noch einmal die Nummer, die sie unlängst nicht artgerecht entsorgt hatte und begann, darin zu lesen. Eine Protestleserin.

Von Tag zu Tag ging mit dem schwarzen Zeitungsverkäufer in der Bahnhofshalle eine Veränderung vor sich. Seine Augen blickten immer mehr teilnahmslos, sie wurden traurig, immer trauriger. Er hörte auf, lautstark „Megaphon bitte“ zu rufen, nickte nur apathisch mit dem Kopf den Vorbeihastenden zu, immer wieder, wie eine Maschine. Für Annemarie brachte er nur mehr ein zunehmend müder werdendes Nicken zustande. Dann fing sein gerades Rückgrat an, sich ein wenig zu krümmen,

er ließ die Schultern hängen, als würde er den Kopf zwischen ihnen verstecken wollen. Immer mehr wurde er zu einer Jammergestalt, die einst stolzen Dreads wirkten nun schlampig, auch seine Kleidung vergammelte zunehmend. Er wirkte krank, immer kränker.

Es kam der Tag, an dem Annemarie wieder ein neues Megaphon kaufte. Der Schwarze nickte ihr zu, wie eine Glühbirne, die vor dem Erlöschen ist.

„Hi“

„Hi, wie geht´s?“ Das war Annemarie.

„Ja.“

Ein Schweigen erfüllte den Raum zwischen ihnen, der Lärm der Vorüberflutenden schien in weite Ferne gerückt, wurde unwirklich, wie eine bizarre, eindimensionale Kulisse. Das Schweigen weitete sich aus. Wortlos sahen sie sich an. Annemarie entdeckte in den traurigen Augen ... Angst. Große Angst. Ein Meer voller Angst.

„Ich floh aus meiner Heimat“, sagte er plötzlich und die Worte strömten aus ihm, entfesselt, wie Lava aus einem ausbrechenden Vulkan. „Weil ich gegen die dortige Diktatur kämpfte, die viele aus meinem Clan ermordete. Ich musste fliehen. Ich stand auf der Todesliste. Da hörte ich von Graz, der Stadt der Menschenrechte. Dort wollte ich hin. Das war wie eine Verheißung. Aber jetzt ... habe ich wieder Angst.“

„Tut mir leid. Aber ... ist doch alles o.k.“ stotterte Annemarie und fuhr sich instinktiv, verlegen, über ihr kurz geschorenes braunes Haar.

Er sah sie lächelnd an. Aber es war nicht mehr dieses strahlende, lebendige Lächeln, das ihr so gut getan, das sie so aufgebaut hatte, es war das resignierte, Schicksal ergebene Lächeln eines waidwunden Tieres.

„Ich verkaufe auch kein Marihuana“ hauchte er kraftlos mit entwaffnender Offenheit.

„Das tut mir auch leid.“ Sagte sie.

Sie war fest davon überzeugt, dass Marihuana ein Fachausdruck für so ein afrikanisches Musikinstrument war.

Am Wahltag errang die „Partei der braunen Arier Österreichs“ einen entscheidenden Sieg in Graz. Es gelang ihrer Führerin Mag.a Adolfa Ducemeier durch geschickte Bündnispolitik den Bürgermeisterthron zu besteigen. Eine neu aufgestellte Bürgerwehr patrouillierte seit dem Wahlsieg der PAÖ durch Graz. Eben führten sie einen alten Mann auf dem Platz vor dem Bahnhof in Handschellen ab. Seine langen Haare mit den weißen Strähnen hingen ihm wirr ins hagere Gesicht, Blut sickerte aus seinem Mund. Der Bart ungepflegt, wie ein Wüstenkaktus. Seine Kleidung wehte wie eine Fahne um seinen Körper. Er trug den Schlotterlook, den, auf gewisse Weise, die Skater salonfähig gemacht hatten. „Ich bin doch kein Mörder!“ schrie der alte Sandler. Einer der Bürgerwehrmänner schlug ihn auf den Kopf. Er hatte verbotenerweise Bier am Platz vor dem Bahnhof getrunken.

Diese Szene bekam Annemarie nicht mit. Am Morgen nach der Wahlnacht verließ sie wie gewohnt ihren Zug. Sie hüllte sich in ihren dicken Mantel ein, denn ein eiskalter Wind pfiff über die Gleise und brauste heulend die Rolltreppen hinab. Der schwarze Megaphonverkäufer war heute nicht in der großen Bahnhofshalle. Ob er sich verkühlt hatte? Das wäre kein Wunder gewesen bei dem Wetter.

Annemarie eilte zu ihrem Bus. Feiner Schneeregen fiel und nässte das Pflaster, auf dem sich verzerrte Schatten und huschende Schemen spiegelten. Wie ein Raumschiff aus einer fernen Galaxie hüllte sich das Hotel Ibis auf dem Platz vor dem Bahnhof in gläsernes Schweigen, die tausenden Weinflaschen im nahe gelegenen

Supermarkt Merkur träumten bacchantische, erotische Geschichten und das gegenüber dem Ibis liegende Hotel Daniel versteckte sich dezent hinter hohen Bäumen, die ihre braunen und gelben Blätter achtlos zu Boden gleiten ließen. Leichter Nebel kam auf, während die Kälte in Annemaries Knochen kroch, sich in ihr Fleisch fraß.

Am nächsten Tag fehlte er wieder. Auch am dritten. Dann war eine Woche vergangen, in der Annemaries Augen umsonst ihren Megaphonverkäufer gesucht hatten. Die Zeit schritt unerbitterlich weiter. Er tauchte nie wieder auf.

Anmerkung:

Jede Ähnlichkeit der „Partei der braunen Arier Österreichs“ mit real existierenden Parteien ist rein zufällig und unbeabsichtigt. Sollte ein/e LeserIn sie mit der FPÖ in Verbindung bringen, so ist das seine/ihre eigene Meinung. Der Autor wäscht seine Hände in Unschuld. Die „Partei der braunen Arier Österreichs“ ist ein Produkt der Phantasie, das, könnte es wie in der Geschichte „Der Megaphonverkäufer“ leibhaftig werden und die Macht erringen, eben diese Geschichte sofort verbieten würde. Aber gottgöttinseidank vereinen sich das Reich der Phantasie und das der Realität nur sehr selten. Zumindest wollen wir das in diesem Fall hoffen.

(Graz – Wien, Oktober 07)